GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Queere Perspektiven auf Sport mit Radical /Cheerleading

Diehr, Susanne; Quinkenstein, Anne

2009

https://doi.org/10.25595/4284

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Diehr, Susanne; Quinkenstein, Anne: *Queere Perspektiven auf Sport mit Radical/Cheerleading*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 15 (2009) Nr: 1, 189–203. DOI: https://doi.org/10.25595/4284.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Susanne Diehr/ Anne Quinkenstein

Queere Perspektiven auf Sport mit Radical/Cheerleading

Queer Politics und feministische Theoriebildung formulieren seit den 1990ern Fragen von Performativität und Parodie, bzw. Aneignung, Übertreibung, Subversion als Widerstandskonzepte. Eine Antwort ist ‚Radical/Cheerleading'.

Ausgehend von einer Definition des modernen Sports wird im folgenden ‚Cheerleading' zunächst als eben solcher vorgestellt: Cheerleading verweist paradigmatisch auf die Positionierung von Frauen im modernen Sport sowie auf Ansätze für die Analyse von Geschlechterkonstruktionen in diesem.

Daran anschließend wird gezeigt, wie sich Radical Cheerleader diesen Sport aneignen, nicht nur, um queere Kritik an der gleichbezeichneten sportlichen Praxis zu artikulieren.

Schließlich wird der Radical/Cheerleader als eine Figur des Nachdenkens darüber, wie Sport Politik macht, produktiv gemacht für eine weitergehende Suche nach queeren Perspektiven auf Sport. Lassen sich queere Perspektiven auf Sport, der natürliche Zweigeschlechtlichkeit demonstrativ zur Schau stellt, entwickeln? Inwiefern ist Sport nicht nur ein Ort der Vereindeutigungen von Geschlecht sondern gleichzeitig auch ein Ort queerer Körper, Gesten und Kämpfe?

Der moderne Sport

Ende des 19. Jahrhunderts tritt der moderne Sport seinen Siegeszug vom industrialisierten England aus an, um sich weltweit durchzusetzen. Bisweilen wird Sport als anthropologische Kontinuität seit der Antike beschrieben. Im Gegensatz dazu steht eine Perspektive, die die soziale Wirklichkeit von Sport eng an historische Ereignisse und Brüche bindet.

Während sich die antike Gesellschaft – eine ‚Zivilisation des Schauspiels' – laut Foucault in der Arena als Gemeinschaftskörper erfahre, seien im Gegensatz dazu die zentralen Größen der Moderne die privaten Individuen und der Staat: „Unsere Gesellschaft ist nicht eine des Schauspiels, sondern (…) der Überwachung" (Foucault 1976, 275).

Ausgehend von Foucault beschreibt Faure (1992) den modernen Sport, demnach entfalte der moderne Sport ein zweifaches Projekt von Macht, es dient der Durchsetzung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und der damit verbundenen Nationenbildung. Denn modernen Demokratien stellt sich laut Faure die Frage:

> Wie ist ein (…) an eine Gesellschaft, die auf Begriffen von Wettkampf und Konflikt aufgebaut ist, angepasstes Individuum herzustellen? Ein friedfertiges Individuum (…) in einem individuellen agonistischen Verhältnis zu anderen lebend und in jedem Moment mobilisierbar für (…) den Krieg? (Faure 1992, 171)

Als Antwort entwickelt der moderne Sport zu Beginn des 19. Jahrhunderts Strategien zur Disziplin individuellen Verhaltens und zur Mobilisierung der Massen:

> In dem ersten Fall geht es darum, legitime Formen von Individualisierungen, in denen man den Körper als Ziel nimmt, zu erzeugen, in dem zweiten Fall darum, durch die hochritualisierte Repräsentation der Leistungen des Körpers ein Bewusstsein der Identität und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer nationalen Gemeinschaft zu produzieren. (Faure 1992, 171)

Die Mobilisierungsfunktion des Sports wird in der methodischen staatlichen Organisation verankert. Sport wird etabliert, indem er in die Institution Schule und Universität eingeführt wird. Davon ausgehend knüpft Sport ein enges räumliches Netz: „Es gibt kein Dorf, keinen Vorort, keine Klein- oder Großstadt, die sich nicht mit Stadien, Clubs und Mannschaften ausgestattet hätte“ (Faure 1992, 182).

In diese Organisation ist auch das Massenpublikum des modernen Sports eingebunden, das sich aus potentiellen Sporttreibenden zusammensetzt. Diese können sich mit den Aktiven an der Spitze der Organisationspyramide identifizieren. Sie beteiligen sich laut Faure an der gleichen sportlichen Kultur wie die Spitzenathlet_innen, deren Leistungen schrieben sich in ein imaginäres Kollektiv ein (Faure 1992, 182). Im Gegensatz zum Gemeinschaftseffekt antiker Schauspiele ist die Mobilisierungsfunktion des modernen Sports also an die Disziplin gebunden.

Faures Analyse des modernen Sports im Rückgriff auf Foucault interveniert in Theorien von Elias. Faure würdigt den Soziologen als Vorreiter bei der Betrachtung von Sport als spezifisch modernes Phänomen. Elias sieht antike Kampfspiele und modernen Sport unterschieden durch ihr Gewaltniveau, was auf einen ‚Zivilisationsprozess‘ verweise, in welchem der Mensch Selbstkontrolle ausgebildet habe (vgl. Elias 1983, 15).

Moderner Parlamentarismus und Sport sind laut Elias historisch gleiche Konfigurationen, Sport reproduziere Werte der bürgerlichen Gesellschaft. Wie das Gewaltmonopol der Nationalstaaten politische Zusammenstöße entbrutalisiere, so diszipliniere Sport Körper und hemme aggressive Triebe, da seine inszenierte Spannung eine Katharsis bewirke (vgl. ebd., 20 f).

Faure würdigt Elias' Verdienst, Sport und Macht zu verbinden, kritisiert aber sein Verständnis von Staat und Gewalt. Elias betrachte den Staat nur als positive Instanz, die Leben erhalte. Im Gegensatz dazu verweist Faure im Rückgriff auf Foucault auf die moderne Macht, die nicht nur Leben gibt, sondern auch in den Tod schickt. Die zivilisatorischen Affektkontrollen in Elias' Theorie wirken repressiv. Im Gegensatz dazu ist die Disziplin im Sinne Foucaults auch produktiv, indem sie Individualität schafft, Kräfte steigert und ordnet (vgl. Alkemeyer 2003, 32).

Historisch gesehen dient der moderne Sport also der Formierung der bürgerlichen Identität: „Es geht um ‚Energie', ‚Mut', ‚Willen' – allesamt Tugenden eines (Armee- wie Unternehmens-)Chefs – und nicht zuletzt um ‚Privatinitiative' und ‚Unternehmensgeist'" (Bourdieu 1986, 97).

Der moderne Sport entsteht durch Übernahme volkstümlicher Spiele an englischen *public schools* der gesellschaftlichen Oberschicht. Laut Bourdieu diene Sport der Gesundheit, sein Gelände sei gut zu überwachen. Mit der bürgerlichen Identität wurde die kollektive Identität formiert – die der Schulgemeinschaft, die der Nation.

Cheerleading als Paradigma für sportliche Geschlechterkonstruktionen

Ende des 19. Jahrhunderts entsteht an US-amerikanischen Universitäten Cheerleading, das deshalb zunächst ein von weißen bürgerlichen Männern betriebenes Anfeuern der Universitäts-Football-Mannschaft ist. Ab den 1920ern wird Cheerleading immer mehr von Frauen betrieben, zunehmend in dem Maße, in welchem sich Frauen den Zugang zu Universitäten und damit gleichzeitig auch zum Sport erkämpfen.[1] Seit den 1940ern wird Cheerleading institutionalisiert und es entstehen eigene Verbandsstrukturen. Die *American Cheerleader Association* richtet ab den 1980ern eigene Meisterschaften aus.[2]

Diese Gleichzeitigkeit des Zugangs von Frauen zur Universität und zum Sport verweist auf etwas Grundlegendes für Analysen von Geschlechterkonstruktionen im und durch den Sport.

Die historische Ausgrenzung von Frauen aus Bildung *und* Sport folgt der Konstruktion, dass Intellekt und Sport eine Bedrohung von Weiblichkeit darstellen. Diese Konstruktion ist im Umkehrschluss gekoppelt an die Konstruktion moderner Männlichkeit als ‚krisenhafte Kippfigur', durch deren Oszillieren nicht nur der Geist, sondern auch der Körper männlich codiert wird (vgl. Kappert 2002, 263 f). Der oft statisch gedachte binäre Code ‚Geist vs. Körper' als ‚männlich vs. weiblich' ist tatsächlich in Bewegung – gerade auch im Sport, in dem man(n) einen Körper erhält: Das krisenhafte Oszillieren sei der Modus, der das Prinzip Männlichkeit in Bewegung halte. Der ordnungsgemäße Mann materialisiere sich in der Inszenierung als Kippfigur zwischen einem Bezug auf seinen Körper und der Distanzierung zu diesem, seine „Gefährdung und Wirkungsmächtigkeit lassen sich nicht als einander ausschließende Größen definieren, sondern (…) bilden eine Allianz" (ebd.). Sport, so lässt sich im Anschluss

daran festhalten, bewegt den Krisendiskurs ‚Mann', indem sich das männliche Subjekt im Sport in Bezug auf (seinen) Sportkörper konstituiert.

Für die folgende Suche nach queeren Perspektiven gilt es festzuhalten: In eben dieser Bewegung und der Möglichkeit des Scheiterns daran, die Bewegung in einer Eindeutigkeit zum Stillstand zu bringen, steckt queeres Potential. Solche Uneindeutigkeiten gilt es, in einem *queer reading* aufzusuchen.

Weiblichkeit gerät in den Räumen der Akademie und des Sports in eine Konfliktsituation, nicht nur, weil diese Räume aufgrund ihrer Öffentlichkeit und herkömmlichen Besetzung männlich codiert sind, sondern auch weil Weiblichkeit per Definition immer schon anderweitig verplant ist. Weiblichkeit als das Andere der Männlichkeit wird mit Körper-Sein identifiziert. Der weibliche Körper ist für Reproduktion vorgesehen. Eben dieser ‚Verwertungslogik'[3] droht sich Weiblichkeit durch den Eintritt in Universität und Sport zu entziehen.

Das Eindringen von Frauen in fast alle Sportbereiche hat die männliche Dominanz jedoch nicht aufgehoben. Stattdessen wird Geschlecht in der Sportpraxis unterschiedlich inszeniert: Männlichkeit wird in agonalen, Weiblichkeit dagegen in ästhetischen, darstellenden Disziplinen inszeniert (vgl. Pfister 2006). Außerdem bleibt jede einzelne Sportart eindeutig geschlechtlich codiert (vgl. Bourdieu 1987, 333 ff). Am Beispiel ‚Cheerleading' wird die geschlechtliche Codierung und Segregation einzelner Sportarten deutlich.

Aus heutiger Sicht scheint Cheerleading der weibliche Sport schlechthin zu sein: Der Cheerleader-Körper lenkt am Rand des Spielfeldes Blicke auf sich, um sie dann von sich wegzulenken. Mit dieser paradoxen Situation spiegelt Cheerleading die Position des Weiblichen in einer westlichen Gesellschaft wider. Der Cheerleading-Körper ist auf der einen Seite Symbol für etwas anderes. Er wird angeboten zur Herstellung von Aufmerksamkeit für die Mannschaft auf dem Feld. Auf der anderen Seite muss der in solch hohem Maße zur Schau gestellte Körper den herrschenden Weiblichkeitsidealen entsprechen. Gerade weil Cheerleading auf diese Weise als verdichtetes Superzeichen einer spezifischen Weiblichkeit fungiert, bietet es sich auch als Zielscheibe von Kritik an.

Die queere Kritik des Radical Cheerleading

In den USA artikulieren seit Mitte der 1990er Radical Cheerleader queere Kritik an Repräsentationen des Cherleaders. Radical Cheerleading fordert die angemessene Art, Cheerleader zu sein, heraus. Radical Cheerleader übernehmen Elemente des Cheerleading und verändern sie. Anstelle der *Pom-Pom* genannten Puschel schwingen sie Klobürsten, die Strümpfe unterm Rock haben Löcher oder sind zerrissen. Nicht ein Team wird angefeuert, sondern feministische Parolen werden vorgegeben:

R is for radical and
A is for all right
D is for democracy and
I is for insight
C is for cheering, and
A for anarchy
L is for lovin'
and that is what you'll see!

In sportlicher Form artikuliert sich Widerstand. Nicht nur der Name Radical Cheerleading, sondern auch die Anfeuerungsrufe und Accessoires, die Rhythmen und Choreografien setzen es in Bezug zum herkömmlichen Cheerleading im Rahmen von Sportveranstaltungen.

Über die Entstehung von Radical Cheerleading kursieren diverse Gründungslegenden: So sollen drei Schwestern in Florida 1996 den männlich-dominierten Megaphon-verstärkten Parolen auf linken Demonstrationen überdrüssig geworden sein. Sie entwickelten ihre eigene Protestform und gingen als Cheerleader Squat auf Demonstrationen um Parolen zu cheeren. Andere weisen auf erste Radical Cheerleader-Auftritte als gezielte Proteste direkt vor den Toren von Cheerleading-Sportveranstaltungen hin. Wer immer die Erfinderinnen gewesen sind und wie der Kontext der ersten öffentlichen Auftritte ausgesehen hat: Indem Radical Cheerleader Bezug nehmen auf die sportliche Praxis der Cheerleader, richten sie ihre Kritik immer auch gegen diesen Sport selbst und das damit verbundene Weiblichkeitsbild.

Anstatt auf Gründungslegenden zurückzugreifen, lässt sich bezüglich Radical Cheerleading auch einfach feststellen, dass es als Folge und im zeitlichen Kontext queer-feministischer Theoriebildung seit den 1990ern entsteht.

Radical Cheerleading zitiert hegemoniale Geschlechterkonstruktionen und destabilisiert diese, bzw. macht durch das Zitat Normen von Schönheit, Natürlichkeit oder Bipolarität sichtbar. Radical Cheerleading vervielfältigt Cheerleading und Demonstrationsformen, es kann also sowohl bezüglich Cheerleading, als auch bezüglich linker Männlichkeit als das verstanden werden, was laut Judith Butler unter *drag* zu verstehen ist: *Drag* interveniert in die Zweigeschlechtlichkeit und macht so deutlich, dass Widerstand nicht das radikal Andere ist, sondern im herrschenden Diskurs zum Ausdruck kommt, also immer auch gerade das reproduziert, was kritisiert wird. Widerstand ist möglich durch ein Zitieren und die daraus folgenden Verschiebungen und Vervielfältigungen des Zitierten (vgl. Butler 1991).

Radical Cheerleader ziehen das dazu passende Fazit: Sie fordern zur lustvollen Aneignung der Weiblichkeits-Performance des Cheerleading auf. Gründe, kein Cheerleader sein zu dürfen/können, z.B. bestimmten Weiblichkeitsnormen nicht zu entsprechen, werden außer Kraft gesetzt.

Radical Cheerleading wird im europäischen Kontext seit der Jahrtausendwende bei Protesten gegen Treffen des Internationalen Währungsfonds/ G8 (Prag

2000, Genua 2001) und im Kontext antirassistischer Grenzcamps (Frankfurt/M. 2001) zur Grundlage einer Aktionsform, die sich ‚Pink & Silver' nennt (vgl. Farrer 2002). Radical Cheerleader agieren wie im regulären Cheerleading in festen Gruppen, die sich jenseits von Demonstrationen treffen und trainieren. Dagegen lassen sich mit Pink & Silver größere Menschenmengen innerhalb von Demonstrationen auch für einmalige Aktionen einbinden.

Indem der Cheerleader vom Spielfeldrand ins Demonstrationsgeschehen wandert, verändert sich auch der Körperbezug. Im regulären Sport wird der weibliche Cheerleader-Körper repräsentativ zur Schau gestellt, während der männliche Körper des Footballspielers konfrontativ eingesetzt wird.[4] Radical Cheerleading/Pink & Silver queert diese Gegenüberstellung von Football und Cheerleading, von konfrontativer und repräsentativer Körperpolitik. Einerseits agieren die Cheerleader sexy und frivol, schmücken sich und ihre Körper und stellen sie zur Schau. Andererseits gehen sie im Demonstrationskontext aber auch in die Konfrontation, setzen ihre Körper ein, um Raum zu gewinnen. Mit der Vermischung dieser beiden Ausdrucksformen kleidet Radical Cheerleading die Konfrontation harmlos und erwirkt eine veränderte Körperinszenierung.

Die Intervention gilt nicht nur den Demonstrationsgegner_innen, sondern soll auch die Inszenierung von Geschlecht innerhalb der Demonstration in Frage stellen. Demonstrationen sind traditionell aufgeladen mit dem Bild vom Schwarzen Block als Zusammenschluss starker, männlicher Subjekte. Einer massiv bedrohlichen Präsenz von uniformierten Polizist_innen und gegebenenfalls Wasserwerfern stehen schwarz gekleidete, vermummte Demonstrant_innen gegenüber. Diese nüchterne, schwarze, für den Kampf optimierte Kleidung wird durchbrochen durch die neuen farblichen Akzente, die Radical Cheerleading setzt. Rosa ist Mädchenfarbe – nett, harmlos, angepasst. Pink steht für lesbisch-schwule Aktion. Ein zentraler Aspekt ist das Spiel mit den Geschlechterrollen. Frivolität ist ein befreiendes Moment der (Ver)Kleidung: geschlechtsneutrale Overalls, Glitter, Männer in rosa Kleidern. Gewollt ist ein ‚Angriff' auf die heterosexistische Kleider- und Benimmordnung sowohl innerhalb der Gruppe wie nach außen. Gerade in den Anfängen des Konzeptes waren die Pink & Silver Aktivist_innen schwer einschätzbar und wurden beispielsweise von der Polizei aufgefordert, doch endlich ‚ordentlich' zu demonstrieren. Unordentlich und geschlechtlich uneindeutig – also queer – sind sowohl Einsatz als auch Präsentation der Körper im Radical Cheerleading.

Allerdings muss offen bleiben, inwieweit die in pinken und silbernen Kostümen steckende queer reflektierte, queer praktizierende sportliche Protestkultur die herrschenden Geschlechterverhältnisse auch in den eigenen Reihen adressiert oder ob die subversive Wirkung vereinnahmt und zur schmückenden Ergänzung abgewertet wird.

Radical Cheerleader verlassen den Raum des Sports und gehen auf die Straße und queeren dabei die sportliche Praxis des Cheerleading. Anhand des Spannungsverhältnisses von Radical/Cheerleading lassen sich nun auch nach weiteren queeren Perspektiven auf Sport suchen: Radical/Cheerleading verweist

auf den Sport als ein Schönheitshandeln, auf die Tabuisierung von Sexualität in Räumen des Sports und auf die Ver/un/eindeutigung von Geschlecht im Sport.

Riot not diet! – Sport als Schönheitshandeln

‚Riot not diet! get out, get up and try it!', so lautet einer der bekanntesten Slogans von Radical Cheerleading. Dass der Körper schlank und fit sein soll, ist im Alltag nicht zu übersehen. Von überallher lächeln uns trainierte Menschen entgegen. Fitness ist die Norm. Radical Cheerleader raten: ‚My secret is ... I eat Lunch! Now I'm feeling Healthy and ready to riot, against those demands that I need to diet! I will take up space and love my size, 'coz fat and fabulous is on the rise!' Auf diese Weise wird eine Vielfalt möglicher Schönheiten neben ein einheitliches Bild des sportlichen Körpers gesetzt.

Sieber (2000) sieht den individuellen Körper dieser Flut von Bildern von sportlichen Körpern ausgesetzt, deren Vergleich er sich nicht zu entziehen vermag. Die Medialisierung des Körpers bringt einen Zwang zum Blick mit sich. Sieber bezieht sich auf Foucaults Konzept des Blicks als Teil moderner Machtmechanismen der Disziplin (vgl. Foucault 1976). Die Individuen werden durch den Blick bloßgestellt. Man sieht sich und andere und schätzt den Abstand zur Norm eines fitten, jugendlichen Körpers ohne Behinderung ab. Der prüfende und musternde Blick zwingt den Individuen eine Sichtbarkeit auf und ist immer mit selbstreferentieller Begutachtung des eigenen Körpers verknüpft. So wähnt der_die Einzelne sich einem unausweichlichen Blick ausgesetzt und erfüllt die Norm in einem vorauseilenden Gehorsam.

Moderne Disziplinartechniken zeichnen sich dadurch aus, dass sie die einzelnen Individuen alle auf denselben Maßstab beziehen. Schönheit bezieht sich nicht auf individuelle, mannigfaltige Verschiedenheiten von Körpern, sondern auf eine abstrakte Norm von Schlankheit und Fitness. Die Körper werden vermessen, kontrolliert und befragt im Hinblick auf diese abstrakte Norm und nicht in Bezug auf ein individuelles Ziel. Die Norm ist für alle gleich. Wenn alle demselben Bild von Schönheit entsprechen sollen, dann ist das eine Vermassung. Gleichzeitig wird jeder Einzelne individualisiert, weil man seinen exakten Abstand zur idealen Norm bestimmen kann. Eine Konkurrenzsituation entsteht dadurch, dass alle auf dieselbe abstrakte Norm bezogen werden[5] (vgl. Foucault 1976).

Ein System von Belohnung und Bestrafung hat sich um die Inszenierung von Körpern etabliert. Schönheit und Schlankheit versprechen mehr soziale Macht im Beruf und in Beziehungen. Auf der anderen Seite wird Dicksein mittels ‚wohlmeinender' Ratschläge oder durch öffentlichen Spott bis hin zu körperlicher Gewalt sanktioniert. Durch die Verinnerlichung der Normen fühlt man sich wohl, wenn man dem Kontext entsprechend schön ist: Als ‚Regular' Cheerleader fühlt man sich in langen Haaren wohler, als Radical Cheerleader darf man als Bio-Frau nicht zu perfekt gestylt sein.

Das Schönheitsideal ist so beschaffen, dass der eigene Körper immer steigerbar und entwicklungsfähig erscheint. Der Diskurs der Fitnesskultur suggeriert,

dass der ideale Körper in Reichweite eines jeden sei. Von professioneller Wissenschaft unterstützt sei der Körper grenzenlos verbesserbar. Gebauer (2003) beschreibt, wie sich utopische Momente in der Gesellschaft immer mehr auf dem Körper abbilden. Utopien beziehen sich nicht mehr auf gesellschaftliche Veränderungsstrategien, die eine neue soziale Ordnung hervorbringen, sondern zielen auf den individuellen Köper. Um die Lebensqualität zu steigern, wird der eigene Körper trainiert (vgl. ebd.).

Die Anforderungen an Schönheit artikulieren sich dementsprechend immer mehr als Gesundheitsanforderungen. Frauenzeitschriften diskutieren beispielsweise Schönheit in feministischer Rhetorik als Selbstermächtigung (vgl. Duncan/ Eskes/ Miller 1998). Unsportliche Frauen werden als psychisch und physisch ungesund dargestellt. Der fitte Körper hingegen deutet auf ein gut organisiertes Ich hin, das sich um sich selbst zu kümmern vermag. Die von Foucault beschriebene Verschiebung von formellen hin zu informellen Regierungsformen setzt freie Subjekte voraus, d.h. Menschen, die sich frei, rational und vernünftig verhalten und für ihr Tun Verantwortung übernehmen. Autonom sein heißt, vernünftig und gut informiert zu handeln und führt so dazu, einer Schönheitsnorm zu entsprechen.[6]

Schönmachen gilt als private Tätigkeit, die persönliches Wohlgefühl und Selbstvertrauen steigert. Wenn sie als Positionierung und Erwartung im gesellschaftlichen Kontext interpretiert werden würde, als Abhängigkeit von Anforderungen wahrgenommen würde, würde die Autonomie des_der Einzelnen in Frage gestellt werden. Degele (2007) hat herausgestellt, dass Schönheitshandeln einer Ideologie der privaten Angelegenheit aufgesessen ist. Schönheit wird individualisiert, sie soll aus dem Inneren kommen. Sich für andere Schönmachen hieße offensichtliche Abhängigkeit, mangelndes Selbstbewusstsein, wenig Charakterfestigkeit zu präsentieren. Die Barbiepuppe stellt eine Bedrohung dar, selbst in das Klischee zurückzufallen, das auf männliche Anerkennung und Wertschätzung reduzierte Dummchen zu sein, das keine emanzipierte Frau verkörpern möchte. Fitness ist hingegen mit Handlungsfähigkeit gleichgesetzt und wird als Ausdruck von Willensstärke gedeutet (vgl. Degele 2007, 27 f).

So ist auch die Figur des Cheerleaders negative Abgrenzungsfolie für die Inszenierung von Handlungsmächtigkeit. Um sich selbst als souverän wahrzunehmen, werden Cheerleader als arrogant und geistlos abgewertet. Cheerleading wird oft nicht einmal als Sport ernst genommen, trotz kraftvoller Bewegungen, rigiden Regelwerks und internationaler Meisterschaften.

Radical Cheerleading greift Cheerleading auf und bezieht sich positiv auf die Figur des Cheerleaders. Cheerleader werden nicht als schmückendes Beiwerk abgewehrt, sondern Cheerleading wird als Parodie auf Geschlecht und Demonstrationskontext verändert. Radical Cheerleading grenzt sich nicht primär von der Selbstinszenierung der Cheerleader ab, sondern kritisiert den Kontext von Erwartungshaltungen. Machismo und Heterosexismus werden angegriffen, auch innerhalb der eigenen Reihen des Schwarzen Blocks. In Begriffen von Utopie ausgedrückt, versucht Radical Cheerleading nicht das bessere Leben durch Schönheitshandeln am eigenen Körper zu schaffen, sondern Schönheit

diskutierbar in Bezug auf gesellschaftliche Machtpositionen wie Geschlecht oder sexuelle Erwartungen zu machen. Durch die Inszenierung von Brüchen in der Wahrnehmung von Geschlecht werden unterschiedliche Maßstäbe von Schönheit sichtbar und verhandelbar.

We're sexy, we're cute! – Das Tabu der Homosexualität im Sport

Im Film *But I'm a Cheerleader* (1999) denkt die Hauptfigur Megan an ihre Teamkolleginnen, während ihr Freund sie küsst. Trotzdem ist ihre Feststellung, dass sie ein Cheerleader sei, für sie der eindeutige Beweis dafür, dass sie gar nicht lesbisch sein kann.

Der deutsche Filmtitel lautet übrigens *Weil ich ein Mädchen bin*. Diese Übersetzung verweist zum einen auf die enge Bindung der Figur des Cheerleaders an den US-amerikanischen Kontext, zum anderen darauf, wie sehr Cheerleading für Weiblichkeit *und* für Heterosexualität steht. Diese Verwendung von Cheerleading bzw. Mädchen im Filmtitel macht deutlich, dass Gender und Sexualität interdependent konstruiert sind – die Missachtung dieser Tatsache ist der zentrale Punkt, dem die Intevention von *Queer Theory* in Gender Theorien gilt.

Megans Abwehr verweist darauf, dass (gleich)geschlechtliche Intimität im Sport tabuisiert wird. Die im Sport bewegten Körper gelten als a-sexuell. Hier wirkt die ‚Abwehrformation Kameradschaft', die in den 1920ern den Eintritt von Frauen in die Bewegungsräume des Sports ermöglichte (vgl. Richartz 1992, 77). Denn die Frau als Kamerad gilt als geschlechtslos, so „als ob die Vermischung, die früher an den Grenzen der männerbündischen Sphäre abgewehrt wurde, nun an den Körpergrenzen verhindert werden müsste" (ebd.).

Der weibliche Sportlerinnenkörper wird als geschlechtslos wahrgenommen. Zudem werden im Sport Gruppen und Sportarten nach Geschlecht getrennt, um sexuelle Akte, und gemeint sind heterosexuelle Akte, zu unterbinden. Sportler_innen werden eindeutig männlich oder weiblich und damit heterosexuell identifiziert. Im Verhältnis dazu müssen homosoziale Räume als nicht-sexuell inszeniert werden.

Sport eröffnet einen Raum, in dem man körperlich intim wird. In vielen Sportarten berühren sich die Sportler_innen gegenseitig. In den Umkleidekabinen ist es heiß, die Gänge sind schmal, die Duschen dampfen und nackte Körper begegnen sich. Sexualität liegt in der Luft und führt gleichzeitig zu einer extremen Abwehr. In der homosozialen Verbindung wird Nacktsein durch massive Homophobie ermöglicht (vgl. Sedgwick 1985).

Das heißt jedoch nicht, dass es keine homosexuellen Handlungen geben würde. Das Tabu der Homosexualität wirkt, indem homosexuelle Handlungen stattfinden, die nicht als solche sichtbar sind (vgl. Eng 2007).

Die Tabuisierungen wirken für männliche und weibliche Sexualität unterschiedlich. Heterosexuelle Männlichkeit gilt als aktiv und sexuell potent, wäh-

rend heterosexueller Weiblichkeit und so auch ihrer Sexualität ein romantisches und liebevolles Wesen unterstellt wird. Eine bedrohliche schwule Atmosphäre des Raumes wird abgewehrt, indem Männlichkeit heterosexuell aufgeladen wird. Körperlicher Kontakt, Übereinanderliegen, Berührungen sind erlaubt, wenn gleichzeitig durch beispielsweise heterosexistische Witze ein Klima physischer und sexueller Potenz geschaffen wird. Ein romantischer Umgang mit Sexualität, wie z.B. liebevolle Umarmungen, ist der heterosexuellen Paarbeziehung vorbehalten und wird sanktioniert. Wenn eine beteiligte Person sich als schwul outen würde, bräche die Abwehr zusammen und die Intimität der Kabine bedrohte die heteronormative Ordnung. Ein queerer Agent würde die latente Sexualität in den Blick bringen und Sanktionen hervorrufen.

Heterosexuelle Weiblichkeit ist dagegen durch einen passiven Bezug zu Sexualität gekennzeichnet. Zwischen Frauen im Sport ist homosoziale, liebevolle Intimität möglich, solange sie nicht als Sexualität wahrgenommen wird. Freundliche und spielerische Berührungen sind nicht verdächtig. Romantik ist möglich, solange sie nicht als lesbisch wahrgenommen wird. Wenn eine Lesbe sich im Team outet oder auch wenn ein geoutetes lesbisches Team auftritt, ist die Wahrnehmung des Raumes als nicht-sexuelle weibliche Intimität bedroht.

Die Mainstream-Sportkultur existiert durch eine Tabuisierung von homosexueller Liebe und Begehren, gleichzeitig gibt es aber ein Ausblenden der Präsenz von Homoerotik. Die Interpretation von Sport als heterosexuell ist eine Illusion, die sich weiter fort trägt durch die Unsichtbarkeit homosexueller Praktiken.

Ausladende Kostüme, Strumpfbänder, Büstenhalter und Slogans: ‚We're sexy we're cute, we're feminist to boot, we're femme, we're transgender girls and men, we spank it, we roar, we support our local whore, we're here, we're queers, we slept with Britney Spears' – dies alles stellt queeres Begehren im Radical Cheerleading offensiv zur Schau und verweist so auch auf homosexuelle Praktiken im Sport.

Resist, Resist! – Verqueere Kämpfe um Sport und Geschlecht

Radical Cheerleading wechselt mit seiner Kritik am Cheerleading aus den Räumen des Sports auf die Straße:

> Resist, resist! – Raise up your fist!
> Resist, resist! – We know you are pissed!

Solche Aufrufe zum Widerstand sind gekoppelt an Vervielfältigungen von Geschlecht. Dies verweist im Umkehrschluss auf den Geschlechter-Konservatismus des klassischen Sports: Sport ist ein System, das wie kein anderes offen und selbstverständlich geschlechtergetrennt organisiert ist. Jede einzelne Sportart hat eine eindeutige geschlechtliche Codierung, massiver als beispielsweise

Codierungen beruflicher Professionen, auch Cheerleading wandelt sich vom Männer- zum Frauensport.

Doch trotz seines Konservatismus spielt Sport auch immer wieder eine Rolle in Emanzipationsbewegungen. Zu geschlechtlichen oder sexuellen Emanzipationsgeschichten gehören auch Kämpfe um den Sport: Frauen erkämpf(t)en Selbstbestimmung auch, indem sie sich Zutritt zu Sporträumen verschaff(t)en. Auch Radical Cheerleader üben Kritik am Sport und eigenen ihn sich an, so dass er positiv erlebt wird.

Diese Geschichte von Frauen im Sport erzählt auch davon, dass die natürliche Zweigeschlechtlichkeit – gerade auch im und durch Sport – hergestellt werden muss (vgl. Pfister 2006). Bei näherer Betrachtung der Geschichte des Sports wird die hier präsentierte natürliche Zweigeschlechtlichkeit hinterfragbar. Denn wo genau am oder im Körper die binäre Differenz festgemacht wird, verschiebt sich im Laufe dieser Geschichte.

Während in den Anfängen des Frauensports mit dem Ablegen der Kleidung für den Sport die Befürchtung eines Verlustes von wahrer Weiblichkeit einhergeht, wandert im Zuge dieser Geschichte das Merkmal des ‚wahren Geschlechts' von außen in den Körper und wird auch hier immer wieder an anderen Orten lokalisiert. Die Konstruktion von einem ‚wahren Geschlecht' in einem binären System manifestiert sich medizinisch.

Auch im wissenschaftlichen Diskurs findet ein feministischer Kampf um Sport statt. In der (US-) Sportsoziologie und -psychologie ist in den 1960ern bezüglich Geschlechterkonstruktionen im Sport die Hauptfrage, ob Sport weibliche Teilnehmende vermännliche. Frau und gleichzeitig Athletin zu sein, gilt als Konfliktsituation und psychisch ungesund.

In diese Forschung intervenierte laut Hall (2002) feministische Kritik zunächst mit dem Schlüsselkonstrukt der psychologischen Androgynität (vgl. ebd. 10 ff). Individuen mit hohen Anteilen von Weiblichkeit und Männlichkeit gelten nun als mental gesünder und sozial effektiver. In Folge werden Athletinnen zwar als androgyner, maskuliner, weniger weiblich als Nicht-Athletinnen beschrieben, aber nicht als weniger psychisch gesund. Stattdessen verfügten sie sogar öfter über ein positives Selbstbild. In Folge wird die konfliktreiche Beziehung zwischen Weiblichkeit und Sport erkundet, um zu beweisen, dass Sport auf Frauen positive Auswirkungen hat, ohne dass es zu einem Verlust von Weiblichkeit kommt (vgl. ebd.).

Eine queere Perspektive auf diese feministische Kritik zeigt jedoch auf, dass diese Weiblichkeit weiterhin nicht als Code für Heterosexualität hinterfragt wird. Die queere Intervention macht deutlich, dass auch im Sport das, was jeweils als weiblich oder männlich gilt, immer erst hergestellt wird. Die Frage, was als angemessene Weiblichkeit gilt, wird ständig neu verhandelt.

Nicht nur auf der Straße beim Radical Cheerleading, sondern auch in den Räumen des Sports selbst können nicht-geschlechtskonforme – also queere Gesten und Körper – ausprobiert werden. Im Sport sind Abweichungen erlaubt, solange die Bewegungen sportartenkonform sind.

Eine solche innovative queere Geste im Frauenfußball wurde heftig diskutiert. Die US-amerikanische Fußballspielerin Brandi Chastain zog bei der Fußballweltmeisterschaft der Frauen 1999 nach einem verwandelten Elfmeter das Trikot aus, zeigte ihren Sport-BH und kniete in einer Jubelpose an der Spielfeldaußenlinie. Mit dieser Geste eignete sich Chastain eine traditionell als männlich geltende Geste des Triumphes und der Freude an.

In der Vergangenheit wurden mit Hinweis auf die weibliche Anatomie Fußball und Frauenkörper als Gegensatzpaar ‚hart vs. weich' konstruiert und so Frauen vom Fußball ausgeschlossen. Mit der Verletzbarkeit der Brust steht die weibliche Gesundheit, also jene im Dienste der Nation – als Mutter –, auf dem Spiel. Gleichzeitig ist die weibliche Brust sexualisiert und wird zum Ziel sexistischer Bemerkungen. Chastains Geste demonstriert einen souveränen Umgang mit dem Körper als Fußballspielerin. Wir sehen einen Waschbrettbauch, gestählte Oberarme, muskulösen *hard body*, der durch den Sport-BH geformt wird.

Die Geschichte der Kämpfe um Frauensport ist durchzogen von Ängsten um die Gefährdung der Bestimmung des weiblichen Körpers. Insofern Frauen im Sport den Körper seiner Bestimmung entziehen, wird das emanzipatorische Potential des Frauensports sichtbar.

Auf der einen Seite haben sich dichotome Geschlechterstereotype verringert. Frauen haben sich nicht nur Zugang zum Sport verschafft, sondern muskulöse Athletinnen sind zum neuen Schönheitsideal avanciert. Die Ermächtigung ist ambivalent, da die Verpflichtung auf Schönheit als Leitmotiv für Frauen bestehen bleibt und zudem an eine erfolgreiche Karriere geknüpft wird. Anhand der Bilder von schwangeren Sportlerinnen zeigt Rose, wie Frauen sowohl sportlich und erfolgreich als auch schwanger sein sollen (vgl. Rose 1997). Schwangerschaft bleibt zwar Moment des weiblichen Körpers, tritt aber in den Hintergrund angesichts der Verpflichtung auf eine erfolgreiche berufliche Karriere.

Radical Cheerleader beziehen sich zwar auf die sportliche Praxis des Cheerleading, entfernen sich aber vom Bereich des Sports. Dagegen bemerkt Butler (1998), dass gerade im Frauensport Gender-Ideale öffentlich und dramatisch zur Schau gestellt werden. Deshalb hat Frauensport das Potential, bestehende Ideale umzuformulieren. Beispielsweise galt Martina Navratilova, als sie die Tennisbühne betrat, nicht als androgyn im positiven Sinne. Vielmehr wurde in Zweifel gezogen, ob hier überhaupt eine Frau spielen würde. Navratilova bewegte sich außerhalb der Norm von Weiblichkeit. Ihr Frauensportkörper galt als zu männlich oder monströs. Mit der Zeit und mit ihrem Erfolg wurde Martina Navratilova zur neuen Ikone des Tennis und verkörperte das neue – im Tennis erfolgreichere – Weiblichkeitsbild (vgl. Butler 1998).

Anmerkungen

1 Schon ab 1833 werden Frauen in den USA zum Studium zugelassen, allerdings nur mit Sondergenehmigung oder ohne akademischen Grad; seit Mitte des 19. Jahrhunderts werden private Frauen-Colleges gegründet.

2 Weit verbreitet ist die Auffassung, der richtige Sport finde auf dem Footballfeld statt und nicht am Spielfeldrand. Ein männlich dominiertes Sportverständnis versteht männlich markierte Sportarten, im Regelfall Ballsportarten, als Sport. Weiblich markierte Sportarten wie Aerobic und Cheerleading werden trotz gymnastischer Fertigkeiten und Gruppendynamiken nicht ernst genommen. Beim Blick auf Cheerleading-Sport fällt auf, dass seine Vorstellung typischerweise damit beginnt, dass auf ein stilles Vorurteil offensiv reagiert werden muss: Es handele sich nicht nur um ‚Rumgehopse', sondern um Hochleistungssport. Merkmale wie rigides Regelwerk und internationale Meisterschaften bestätigen das.

3 Durch die patriarchale Körper-Geist-Dichotomie sind Frauen auf Körper festgeschrieben, die vergesellschaftet sind. Deshalb entstehen Konflikte, wenn Frauen Sporträume erstmals betreten, weil sie den immer schon anderweitig verplanten weiblichen Körper womöglich seiner Verwertung entziehen: Immer wenn Frauen sich eine Sportart erkämpfen, wird verhandelt, inwiefern dieser Sport der spezifischen weiblichen Gesundheit – die der Reproduktion im Dienste der Nation – abträglich sei.

4 Dieser massive Einsatz des männlichen Körpers markiert zudem die untere Klassenposition der Sporttreibenden (vgl. Bourdieu 1986).

5 Foucault hat gezeigt, dass die Selbstbeherrschung, die Askesis nichts Neues ist, sondern auch bei den Griechen hoch angesehen war. Aber die Formen solcher Disziplinierung, nämlich Vereinzelung und gleichzeitig Vermassung der Individuen, veränderten sich radikal im späten 18. Jahrhundert.

6 Wie oben beschrieben ist Sport zunächst Kampfplatz des Bürgers, die eigene Identität aufzuwerten. Das Bürgertum grenzt sich mittels eines neuen Verhältnisses zum Körper vom Adel ab. Der Körper wird befreit von den vererbten Privilegien des blauen Blutes des Adels und alle Körper werden juridisch gleich. (vgl. Gebauer 1982) Der Körper gehört jetzt dem Einzelnen, der nun aber auch verantwortlich ist für den richtigen Gebrauch. So wird er zur persönlichen Aufgabe. Körper werden als Darstellung von Anstrengungen und Leistungen gesehen, als symbolischer Ausdruck von Leistungen des Einzelnen. Ein fitter Körper stellt so die Leistungsfähigkeit des Einzelnen dar. Auch mit der Demokratisierung der Körper ist der Umgang mit dem Körper in den Bereich der Eigenverantwortlichkeit gelegt.

Literatur

Alkemeyer, Thomas (2003) „Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung." *Berliner Debatte Initial* 4/5: 29-65.

Adams, Natalie/ Pamela Bettis (2003) „Commanding the Room in Short Skirts. Cheering as Embodiment of Ideal Girlhood." *Gender & Society* 17: 73-91.

Bourdieu, Pierre (1987) *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1986) „Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports." *Sport – Eros – Tod*. Hg. Gerd Hortleder/ Gunter Gebauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 91-112.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Katharina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1998) „Athletic genders. Hyperbolic instance and/or the overcoming of sexual binarism." *Stanford Humanities Review* 6.2: 103-111.

Degele, Nina (2007) „Schönheit – Erfolg – Macht" *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18/2007: 26-32.

Diehr, Susanne/Anne Quinkenstein (2008) „Riot Not Diet! Über Sport und Widerstand im Radical Cheerleading." *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 69: 69-72.

Duncan, Margaret Carlisle/ Tina B. Eskes/ Eleanor M. Miller (1998) „The Discourse of Empowerment. Foucault, Marcuse and Women's Fitness Texts." *Journal of Sport and Social Issues* 3/ 22: 317-344.

Elias, Norbert (1983) „Der Fußballsport im Prozeß der Zivilisation." *Der Satz ‚Der Ball ist rund' hat eine gewiss philosophische Tiefe. Sport – Kultur – Zivilisation*. Hg. Rolf Lindner. Berlin: Transit, 12-21.

Eng, Heidi (2007) „Queer athletes and queering in sport." *Sport, Sexualities and Queer / Theory*. Hg. Jayne Caudwell. Abingdon Oxon: Routledge, 49-61.

Faure, Jean-Michel (1993) „Sport und Krieg." *Die Aktualität der Sportphilosophie*. Hg. Gunter Gebauer. Sankt Augustin: Academia Verlag, 169-190.

Farrer, Linden (2002) „Dance Around the G8. Pink Silver, Pink and Silver – Contested Identities Against the G8." 11. März 2009 <http://www.pcworks.demon.co.uk/magazine/campaign/pinksilver.htm>.

Foltin, Robert (2002) „Radical Cheerleading in Pink & Silver. Demonstrationskultur zwischen Anpassung und Konfrontation." 11. März 2009 <http://www.grundrisse.net/texte_2/texte_2_pinksilver.htm>.

Foucault, Michel (1976) *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Übersetzt aus dem Französischen von Walter Seitter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gebauer, Gunther (1982) „Ausbildung und Einbildung. Zur symbolischen Funktion des Körpers." *Die Wiederkehr des Körpers*. Hg. Dietmar Kamper/ Christoph Wulf. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 113-139.

Kappert, Ines (2002) „Krisendiskurs ‚Mann': Ermächtigung auf Umwegen." *Gender revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Hg. Katharina Baisch/ Ines Kappert/ Marianne Schuller/ Elisabeth Strowick. Stuttgart: J.B. Metzler, 251-267.

Müller-Windisch, Manuela (2000) *Aufgeschnürt und außer Atem. Die Geschichte des Frauensports* [1995]. München: dtv.

Palzkill, Birgit (1990) *Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport*. Bielefeld: Frauenoffensive.

Paula Pink/ Sara Silver (o.A.) „Pink Silver/ Tute Bianche. Neue Aktionsformen im Kontext internationaler Proteste." 11. März 2009 <http://copyriot.com/bewegt/p&s+tb.html>.

Pfister, Gertrud (2006) „Auf den Leib geschrieben – Körper, Sport und Geschlecht aus historischer Perspektive." *Handbuch Sport und Geschlecht*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 26-39.

Richartz, Alfred (1992) „Sexualität – Körper – Öffentlichkeit. Formen und Umformungen des Sexuellen im Sport." *Aspekte einer zukünftigen Anthropologie des Sports*. Hg. Arbeitskreis Berlin. Clausthal-Zellerfeld: Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft, 61-81.

Rose, Lotte (1997) „Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft." *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Hg. Irene Dölling/ Beate Krais. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 125-149.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1985) *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: Columbia University Press.

Wagenknecht, Peter (2003) „‚Always be yourself!' Männlichkeit, Klassenposition und normative Heterosexualität in der Formierung von Subjektivität." *Gouvernementalität*. Hg. Marianne Pieper/ Encarnación Gutiérrez Rodríguez. Frankfurt/M./New York: Campus, 196-223.

Film

But I´m a Cheerleader (1999). Regie Jamie Babbit. Lions Gate Entertainment.